



Osterbrief  
2011

Stiftung  
Namen-Jesu-Kirche



## Vorwort

„Einen sah ich sterbend in das Leben gehen...“ so verdichtet der Theologe und Schriftsteller Lothar Zenetti die Osterbotschaft in einem wunderschön paradoxen Bild. An Ostern gehen wir mit Jesus mit – durch Leiden und Sterben, durch Tod und die Hölle menschlicher Verlorenheit hinein ins Leben Gottes, das endgültig und ewig ist. In den liturgischen Feiern der Kirche können wir sinnlich erfahren, dass wir im Tod nicht verloren sind, sondern mit allem, was uns auszeichnet, mit unserer ganz eigenen Geschichte in ihren Höhen und Tiefen, mit allem Glück und allem Scheitern, auferstehen und bei Gott aufgehoben sein werden. Unser Osterglaube wird so zum Kontrastprogramm zu einer Gesellschaft, die im blinden Immer-mehr die Endlichkeit der Welt und des menschlichen Lebens ausblendet.

Mit diesem kleinen Büchlein, das Sie nun in den Händen halten, möchten wir Sie herzlich zu Ostern grüßen. „Was sucht Ihr den Lebenden bei den Toten?“ fragt der Engel die Frauen am Ostermorgen. Und so fragt er auch uns. „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Christus ist auferstanden! Geht und verkündet es allen!“



Stefanie Weimbs-Rust



Claudia Hamelbeck



Pfarrerin Henriette Crüwell

Es gibt ein schönes altes Wort, mit dem frühere Generationen den Tod eines Menschen umschrieben: „Er oder sie hat das Zeitliche gesegnet!“ Der Sinn dieser Wendung erschließt sich den meisten heute wohl kaum noch ohne Weiteres. Das zeigt schon der morgendliche Blick in die Zeitung, wo die Todesanzeigen in der Regel nicht mehr mit einem tröstenden Bibelwort, sondern oft mit dem Satz überschrieben sind: „Gekämpft, gehofft und doch verloren!“ Wer stirbt, hat im Wettlauf mit der Zeit den Kürzeren gezogen und nicht alle Lebensmöglichkeiten, die sich ihm boten, ausschöpfen können. Wer stirbt, gilt als Verlierer in einer Gesellschaft von Siegern, die es noch einmal geschafft haben. Obwohl alle wissen, dass ihre Zeit hier auf Erden begrenzt ist, wird das Ende nicht selten als ein Ereignis erlebt, das nur noch ohnmächtig erlitten werden kann. Der Wunsch, dann wenigstens den Zeitpunkt selbst bestimmen zu können, ist der letzte Versuch, sich noch etwas Würde und Freiheit angesichts des Todes zu bewahren. Sterben und Tod sind in den Krankenhäusern und Hospizen zur Expertensache geworden. Sie sind nicht mehr ein natürlicher Teil unseres Lebens. Wir verdrängen sie, solange und so gut es eben geht.



„Werden Sie, anders als wir, begriffen haben, dass unser Leben vergänglich ist?“ fragt der Schriftsteller Christoph Heim die nachfolgende Generation besorgt in seiner diesjährigen Neujahrsrede (Die Zeit, 30.12.2010 Nr.1) und legt damit den Finger in die Wunde unserer Gesellschaft. „Wir, die Älteren,“ so schreibt er weiter, „sollten uns bei Ihnen, den Jungen, für das Erbe, das wir Ihnen hinterlassen, entschuldigen. Wir haben Gesellschaften eingerichtet, die mit der Welt umgehen, als ob alles unendlich sei.“ Auch wenn uns tagtäglich in immer schaurigeren Bildern und apokalyptischen Filmen das Ende unserer Welt vor Augen geführt wird, leben wir doch weiterhin so, als ob die Erde und ihre Ressourcen unendlich seien. Wir leben in dem Wahn, alles tun und alles werden zu können, ja alles besitzen und erreichen zu können, was wir nur wollen: jede Nahrung und jedes Ding, jeden Beruf und jedes Amt, jeden Erfolg und jedes Vermögen, jede Stadt und jedes Land und auch jeden Partner. Die riesigen Supermärkte, die für ein unendliches Angebot rund um die Uhr sorgen, sind zum Paradigma unserer Gesellschaft geworden. Wir brauchen uns nur zu bedienen. Die Tragik aber ist: Wir drohen dabei nicht nur unsere Welt, sondern auch uns selbst zu verlieren. Denn wo es keine Grenzen und daher auch kein Halten mehr gibt, da wird alles haltlos. Wo wir die Endlichkeit unseres eigenen Lebens verdrängen, da ist nichts mehr endgültig: keine Berufswahl, keine Partnerwahl, keine einzige Lebensentscheidung. Denn es könnte immer auch noch schöner, noch neuer, noch mehr und noch besser sein. Unsere Not besteht dann gerade darin, das unendliche Angebot an Lebensmöglichkeiten ausschöpfen zu müssen und es doch nicht zu können, weil wir den Wettlauf mit der Zeit über kurz oder lang alle verlieren. Unsere unendliche Freiheit schlägt um in einen ebenso unendlichen Zwang, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint. Wir sind auf der Flucht vor uns selbst: Wir kämpfen und haben am Ende doch verloren!





WIS DADO. Resultat/LEC ET WS JA  
Oryp  
GND Burt



An Ostern feiern die christlichen Kirchen, dass Jesus Christus von den Toten auferstanden ist. Außer einer Schar engagierter Kirchenmitglieder aber ist das heute kaum mehr ein Anlass zu feiern. Während Weihnachten in den Familien immer ausgedehnter und üppiger begangen wird, verblasst das Osterfest zusehends. Die Ostertage sind nichts weiter als ein paar freie Tage, die man in der Frühlingssonne allein oder in netter Gesellschaft genießen kann. Die Verheißung von einem ewigen und damit entgrenzten Leben hat für viele heute nichts Erlösendes mehr. Sie wird in einer Gesellschaft, die vom Unendlichkeitswahn des „Immer-mehr und Immer-weiter“ getrieben wird, zum Alptraum oder verhallt ungehört.

Wir stehen vor der Herausforderung, das Befreiende des Osterglaubens heute zu entdecken und für uns und unsere Zeitgenossen neu zu überdenken. Es gibt in der Verkündigung, aber auch in der liturgischen Feier der Kirchen des Westens einen Bruch zwischen Karfreitag und dem Ostermorgen. Ein frühes Beispiel dafür ist der Isenheimer Altar: auf der einen Seite der gepeinigete und mit Geschwüren übersäte Gekreuzigte in der ausweglosen Finsternis des Todes, auf der anderen der zu neuem Leben verklärte Auferstandene, der leuchtend über der dunklen Welt aufgeht wie die Sonne, der aber nicht mehr als der Gekreuzigte wiederzuerkennen ist. Das irdische und endliche Leben bricht ab in die völlige Verhältnislosigkeit des Todes, um schließlich doch in die Ewigkeit Gottes gerettet zu werden. Liegt das Befreiende der christlichen Rede von Auferstehung und Ewigem Leben aber nicht gerade darin, dass die uns gegebene Zeit endgültig und einzigartig wird? Gilt es nicht den Karsamstag, dieses Dazwischen von Karfreitag und Ostermorgen, neu zu füllen? „Was den Christen fehlt, ist m.E. die Kultivierung einer authentischen (...) ‚Karsamstagsatmosphäre‘,“ bemerkte schon der katholische Theologe Johann Baptist Metz treffend. Den Kirchen seien „der Weg und die Zeit zwischen Karfreitag und Ostersonntag abhanden gekommen“. Tröstlich klingen da die Klagegesänge des Karsamstags in der byzantinischen Liturgie: „Zur Erde bist du gestiegen, um Adam zu retten. Da du ihn auf Erden nicht fandest, Herr, stiegst du suchend hinab zum Hades.“ Gott kommt also auch in die Hölle menschlicher Verlorenheit und letzter Einsamkeit.



OV 306/ 828

20-3

Nov 15, 2013





Der Tod Jesu und seine Auferstehung gehören zusammen, mahnt der Apostel Paulus. Was Auferstehung wirklich bedeutet, verstehen wir nur, wenn wir dem Tod nicht ausweichen, sondern mit Jesus am Karfreitag in das Reich des Todes hinabsteigen. Erst wenn wir die Endlichkeit unseres Lebens und unserer Welt annehmen, leben wir endgültig und sind wirklich frei. Erst wenn wir die Grenzen unseres Lebens wieder wahrnehmen, können wir auch über sie hinausschauen. Nicht nur für uns selber, sondern auch für die Welt, in der wir leben.

„Jeder Mensch ist eine Welt für sich,“ sagt der Theologe Gerhard Lohfink im Anschluss an ein Gedicht des Russen Jewgenij Jewtuschenko. „In jedem Menschen leben die Erlebnisse und Erfahrungen seiner Vergangenheit. Tief in unserem Unterbewusstsein ruht die Erfahrung unserer ersten Liebe, die Erfahrung des ersten Schmerzes, das Erlebnis des ersten Schnees. Und weil jeder seine ganz eigenen Erfahrungen hat, die nur er machen konnte und die nur ihm gehören, darum ist jeder Mensch ein unendlich kostbares und unbegreifliches Geheimnis. Auferstehung heißt, dass der ganze Mensch zu Gott gelangt, der ganze Mensch mit all seinen Erfahrungen und mit seiner ganzen Vergangenheit, mit seinem ersten Kuss und mit seinem ersten Schnee, mit all den Worten, die er gesprochen und mit all den Taten, die er getan hat.“ In der Ewigkeit Gottes verlieren wir uns nicht, sondern finden uns dort. Dort werden wir endgültig. Dort haben wir Bestand mit allem Heiterem und Ernstem, was uns widerfahren ist, mit all den Menschen, mit denen wir unser Leben geteilt haben. Nichts geht bei Gott verloren. Nicht das Kleinste. Diese Auferstehungshoffnung ist die Rettung aus unserem Unendlichkeitswahn. Sie versöhnt uns mit unseren Grenzen. Sie schenkt uns neuen Lebensmut, weil sie uns die Angst nehmen kann.





Die Namen Jesu Kirche wird nach den umfassenden Renovierungsarbeiten des Landes NRW im kommenden Jahr wieder ihre Türen öffnen. Sie soll unter anderem ein Ort werden, an dem erfahrbar wird, dass Tod und Leben, unsere Zeitlichkeit und die Ewigkeit Gottes zusammengehören. Sie hat zwei Innenhöfe, die durch einen schmalen Gang, der an der Apsis der Kirche entlangführt, miteinander verbunden sind. Einer davon soll zusammen mit der Gruft, die sich unterhalb des Hauptschiffes befindet, Friedhof werden, der andere zu einem Begegnungsraum, wo Kinder spielen, Menschen verschiedenen Alters und Herkunft miteinander ins Gespräch kommen können und es sich gut sein lässt. Damit wird auch räumlich zusammengebracht, was in der Gesellschaft oft strikt getrennt ist. Die Namen der Verstorbenen werden auf Stelen verzeichnet, die am Hauptportal der Kirche um den Taufbrunnen stehen werden. Im Durchschreiten wird erfahrbar, dass wir mit Christus durch den Tod hindurch zum endgültigen und Ewigen Leben auferstehen.



**Bitte unterstützen Sie uns mit einer Spende:  
Stiftung Namen-Jesu-Kirche  
Sparkasse Köln Bonn  
BLZ 370 501 98  
Kto 1901863397**

Stiftung  
Namen-Jesu-Kirche



Adenauerallee 61  
53113 Bonn  
0228-24009326  
[www.namenjesukirche.de](http://www.namenjesukirche.de)

Layout: Daniel Becker  
Fotos: Gisela Ewert-Rings  
Reiner Knudsen  
Claudia Hamelbeck